

Matthias Kohring

Autopoiesis und Autonomie des Journalismus

Zur notwendigen Unterscheidung von zwei Begriffen

Vom Umgang mit einem Begriff

Der Begriff der Autopoiesis wird in der neueren journalismustheoretischen Diskussion zugleich unter- und überschätzt.

Er wird unterschätzt, wenn die stets mit gemeinte Eigensinnigkeit einer spezifisch journalistischen Kommunikationsweise und deren immer wieder neu vollzogene Unterscheidung zum ‚Rest der Gesellschaft‘ nicht mit verstanden wird. Der Begriff der Autopoiesis wird in der Folge nur metaphorisch verwendet und steht dann für nicht-fassbare Komplexität oder vor allem für (gefährdete) Eigenständigkeit bzw. Autonomie des Journalismus. Zudem wird überlegt, ob man das Konzept nicht generell aus der Journalismuswissenschaft heraushalten sollte, bei gleichzeitiger Inanspruchnahme seiner möglichen Inspiration für die eigene Theoriebildung.

Dies wäre ein bequemer Ausweg aus der Situation, die durch die Überschätzung dieses Begriffs entsteht. Überschätzt wird er nämlich, wenn mit seiner kritischen Thematisierung zugleich die Frage nach der generellen Tauglichkeit systemtheoretischen Denkens für die (vor allem empirische) Journalismusforschung verknüpft wird. Hier gewinnt die primär moralisch formulierte Kritik an der angeblichen bloßen Übernahme eines biologischen Kriteriums für Leben in die soziologische Theoriebildung strategische Bedeutung.

Überschätzt werden sollte aber auch nicht die Bedeutung des Begriffs für die journalismuswissenschaftliche Theorie und Empirie. So wie für die Biologie die ‚eigentlichen‘ Probleme erst anfangen, *nachdem* sie mit Hilfe des von Maturana vorgeschlagenen Kriteriums der Autopoiesis lebende Systeme identifiziert hat, so kann sich auch die Journalismuswissenschaft nicht befriedigt zurücklehnen, sobald sie erst einmal Journalismus als ein autopoietisches soziales System beschrieben hat. In beiden Fällen geht es erst einmal ‚nur‘ um die Bestimmung des eigenen Gegenstandes, dem man sich als wissenschaftlicher Beobachter zu widmen gedenkt. Diese Gegenstandsbestimmung ist selbstverständlich von erheblicher Bedeutung für eine Disziplin oder ein Fach, sagt sie doch auch etwas über deren oder dessen Selbstverständnis und Identität gegenüber anderen Disziplinen und Fächern aus. Wie die systemtheoretisch orientierte Diskussion der letzten Jahre aber gezeigt hat, ist Autopoiesis,

obwohl zentral für die Kennzeichnung eines sozialen Systems *als* soziales System, ein viel zu allgemeines Kriterium, um ein soziales Teilsystem Journalismus (oder Publizistik oder Öffentlichkeit oder Massenmedien) von anderen sozialen Teilsystemen zu unterscheiden (vgl. Görke/Kohring 1996; Kohring 2000). Kurzum: Das Kriterium ist notwendig, aber nicht hinreichend.

In den folgenden Ausführungen versuche ich, den Stellenwert des Autopoiesisbegriffs für die theoretische und empirische Analyse des Journalismus zu bestimmen. Zunächst gehe ich kurz auf die Kritik an der Übertragung eines (angeblich) naturwissenschaftlichen Begriffs bzw. Konzepts in die soziologische Theorie ein. Im Folgenden geht es darum, den unauflösbar zusammenhang von Komplexität(sbearbeitung), Systembildung, (sinnhafter) Selektion und Autopoiesis zu beschreiben. Anschließend versuche ich, die meines Erachtens notwendige Unterscheidung von Autopoiesis und Autonomie zu begründen.

Biologisierung sozialer Systeme?

Maturana hat seine Definition von Autopoiesis in der Absicht entwickelt, eine allen lebenden Systemen gemeinsame Organisationsform zu beschreiben. Das Kriterium der Autopoiesis soll an die Stelle der seiner Ansicht nach unzureichenden Lebenskriterien der Fortpflanzung und der Evolution treten. Gefragt wird also nicht nach den Voraussetzungen für Fortpflanzung, sondern „worin gerade jene Organisation besteht, die reproduziert wird, wenn ein lebendes System eine weitere lebendige Einheit hervorbringt“. (Maturana/Varela/Uribe 1985, S. 157) Wenn aber, wie die Autoren behaupten, Leben bislang gar nicht einheitlich definiert war, wie können sie dann wissen, wirklich nur das Organisationsprinzip lebender Systeme - ‚lebend‘ im Sinne bisheriger, aber ja angeblich überholter Vorstellungen - beschrieben zu haben? Die Autoren halten zunächst fest, dass „lebende Systeme zur Klasse autopoietischer Systeme gehören“ (ebd., S. 159), erwecken aber direkt im Anschluss den Eindruck, dass autopoietische und lebende Systeme ein und dasselbe seien. Damit wird die eben zitierte Aussage tautologisch, und man kann erneut fragen, was denn ursprünglich mit ‚lebend‘ gemeint war. Nicht ausgeschlossen ist somit, dass Maturana gewissermaßen über sein Ziel ‚hinausgeschossen‘ ist und ein Organisationsprinzip beschreibt, das nicht nur lebenden (verstanden im traditionellen Sinne) Systemen eigen ist, sondern generell für eine bestimmte Klasse von (komplexen) Systemen gilt.

Unterstützung für diese Überlegung fand ich überraschenderweise ausgerechnet in einer Publikation aus dem Jahre 1975 von Maturana und Varela selbst, genauer in dem Vorwort des Kybernetikers Stafford Beer. Dieser ist nach der Lektüre des Buches und nach wiederholter Prüfung der Kriterien von Autopoiesis¹ fest davon überzeugt, dass „jede zusammenhängende soziale Institution ein autopoietisches System ist“, oder, anders ausgedrückt: „Ja, menschliche Gesellschaften sind biologische Systeme.“ (Beer in Maturana/Varela 1985, S. 177) Aus wissenschaftlicher Sicht kann gegen die Anwendung – nicht: die unreflektierte Übertragung – dieses hinreichend abstrakten Konzepts von Selbstorganisation auf soziale Phänomene wohl kaum etwas eingewendet werden; es obliegt einer empirischen Beobachtung, ob sie stimmig ist oder als unangemessen zu verwerfen. Aus ethisch begründeter Sicht könnte man diese Anwendung dagegen als unmoralisch kritisieren, etwa in dem Sinne, dass sie soziale Systeme biologisiere und verlebendige, wenn nicht gar vermenschliche und damit den Unterschied zwischen vor allem menschlichen Leben und nicht-lebenden Phänomenen aufhebe. Dagegen könnte wiederum eingewendet werden, dass Menschlichkeit sich wohl kaum hinreichend über ein biologisches Kriterium definieren lasse und gerade dies ethisch bedenklich sei.

Unter Autopoiesis verstehe ich im Folgenden ein bestimmtes gemeinsames Organisationsprinzip einer bestimmten Klasse komplexer Systeme. Diese unterscheiden sich aufgrund der Elemente, die in rekursiven Netzwerken spezifisch relationiert (d.h. auf eine unverwechselbare Art in Beziehung gesetzt) und so reproduziert werden, und sie unterscheiden sich aufgrund der Art und Weise dieser Relationierungen. Nur dies ist gemeint, wenn auch Journalismus als ein autopoietisches System bezeichnet wird.

Komplexität und Systembildung – Autopoiesis als ‚betriebene Differenz‘

Die Ausgangsfrage der funktional-strukturellen Systemtheorie lautet bekanntermaßen, wie soziale Ordnung, die als hoch unwahrscheinlich gilt, überhaupt ermöglicht wird. Die Antwort lautet: durch Systembildung. „Soziale Systeme haben die Funktion der Erfassung und Reduktion von Komplexität.“ (Luhmann 1984, S. 116) Die Unwahrscheinlichkeit sozialer Ordnung erklärt sich aus der prinzipiell unbegrenzten Komple-

¹ Vgl. den „Schlüssel“ zur Entscheidung über den Autopoiesischarakter einer gegebenen Einheit in Maturana/Varela/Uribe 1985, S. 164f.

xität von Welt, die sich einem Beobachter (z.B. einem psychischen System) eröffnet. „Als komplex wollen wir eine zusammenhängende Menge von Elementen bezeichnen, wenn auf Grund immanenter Beschränkungen der Verknüpfungskapazität der Elemente nicht mehr jedes Element jederzeit mit jedem anderen verknüpft sein kann.“ (Luhmann ²1988a, S. 46)² Dieser Überschuss an potenziellen Relationierungen von Elementen - also an möglichen Ereignissen - führt zur Notwendigkeit der Auswahl. Anders formuliert: Die Evolution von Systemen kann als wechselseitige Steigerung von Umweltkomplexität und selektiver Komplexitätsreduzierung gelesen werden. Bewährt haben sich Auswahlkriterien, die nicht nach dem Zufallsprinzip arbeiten, sondern regelhaft, d.h. als (Erwartungs)Strukturen auftreten, und zwar in der zeitlichen, sachlichen und sozialen Dimension. Dabei werden nicht nur die Elemente selbst (z.B. Handlungen) selegiert, sondern es findet auch eine Auswahl der Relationierungen zwischen diesen Elementen statt. Aufgrund dieser spezifischen Relationierung von Elementen wird dann ursprünglich nicht mehr fassbare Komplexität wieder fassbar. Ein Beobachter kann diesen Zusammenhang von anderen (Nicht-)Zusammenhängen unterscheiden und als System bezeichnen. Er beschreibt damit im allgemeinsten Fall eine Differenz von außen (Umwelt) und innen (System). Zumindest hat er irgendwelche „Merkmale vor Augen [...], deren Entfallen den Charakter eines Gegenstandes als System in Frage stellen würde“. (Luhmann ²1988, S. 15) Entfallen würde dieser Charakter, wenn die einmal beobachtete spezifische Relationierung von Elementen nicht mehr zu beobachten wäre.

Systeme lassen sich prinzipiell danach unterscheiden, ob ihr basaler Modus der Relationierung von Elementen (Ereignissen) - und damit ihre Grenze bzw. System/Umwelt-Unterscheidung! - von außen festgelegt und gesteuert wird oder ob sie sich im Vollzug ihrer Selektionen selbst auf diese Grenze beziehen (und sie dadurch stets neu ziehen). Im ersten Fall handelt es sich um allopoietische Systeme oder Trivialmaschinen: diese sind ausschließlich fremdreferenziell. Im zweiten Fall handelt es sich um Systeme, die, was ihre Grenzziehung angeht, selbstreferenziell (selbstbezüglich) operieren und auf dieser basalen oder konstitutiven Ebene somit ihre eigene Sprache sprechen. Umweltkontakt bzw. Fremdreferenz findet hierbei nicht unvermittelt statt, sondern immer mit Bezug auf sich selbst, immer übersetzt in die eigene Sprache. Fremdreferenz findet so immer als Selbstreferenz statt, zugleich aber Selbstreferenz

² Es kann an dieser Stelle nur darauf hingewiesen werden, dass (soziale) Komplexität erst durch Beobachtung entsteht und nicht schon ‚da‘ ist. Allerdings kann man sich ihrer Zumutung (als Fremdreferenz) nur schwer entziehen.

auch immer als Fremdreferenz (da das System seine Grenze nur mit Bezug auf das damit Ausgeschlossene bestimmen und handhaben kann): „Selbstreferenz ist Korrelat des Komplexitätsdrucks der Welt.“ (Luhmann 1988a, S. 602) Ein solches System kann so intern seine eigene spezifische und hochselektive Komplexität aufbauen. Grundbedingung dafür ist aber, dass es in der Lage ist, seine Grenzziehung zur Umwelt aufrechtzuerhalten, da es ansonsten mit dieser eins wäre.

Da die Grenze markiert wird durch die spezifische Auswahl und Relationierung von Elementen, muss das System also mittels dieser spezifischen Relationierung - oder anders ausgedrückt: Produktion von systemspezifischen Ereignissen - die weitere Produktion eben dieser systemspezifischen Unterscheidung anregen. Wenn ein System also im Vollzug seiner Operationen seine Differenz zur Umwelt (Grenze) immer wieder neu aktualisieren und damit sich als Einheit behaupten kann, ist es als autopoietisch zu bezeichnen. Eine andere Bezeichnung hierfür ist basale Selbstreferenz: „Ein System kann man als selbstreferentiell bezeichnen, wenn es die Elemente, aus denen es besteht, als Funktionseinheiten selbst konstituiert und in allen Beziehungen zwischen diesen Elementen eine Verweisung auf diese Selbstkonstitution mitlaufen lässt, auf diese Weise die Selbstkonstitution also laufend reproduziert.“ (Luhmann 1988a, S. 59; vgl. Luhmann 1987; Maturana/Varela/Uribe 1985, S. 158). Folgt man diesem Gedankengang, so gilt für diese Klasse von Systemen, dass sie entweder autopoietisch sind oder es nicht sind - eine nur graduelle Autopoiesis kann es nicht geben. Dies sollte für 'lebende' Systeme direkt einsichtig sein, gilt meines Erachtens aber zwingend auch für soziale Systeme, und zwar unabhängig davon, ob man nun Kommunikationen oder aber Handlungen als deren Elemente annimmt.³ Da Autopoiesis nichts anderes meint, als sich in seinen Operationen auf die eigene System/Umwelt-Differenzierung zu beziehen und damit eben diese Unterscheidung immer wieder neu zu aktualisieren, ist sie Grundbedingung (darum: *basale* Selbstreferenz) für die Existenz des Systems: fällt die Grenze weg, zerfällt auch das System (definiert als ein spezifischer Zusammenhang von Ereignissen). Autopoiesis ist, um mit Fuchs (1998) zu sprechen, die „betriebene Differenz“, die immer wieder neu *angeregte* Markierung einer Unterscheidung durch die Anwendung dieser Unterscheidung.

³ „Auf die Frage, woraus soziale Systeme bestehen, geben wir mithin die Doppelantwort: aus Kommunikationen und aus deren Zurechnung als Handlung. Kein Moment wäre ohne das andere evolutionsfähig gewesen.“ (Luhmann 1988a: 240) Die Auszeichnung von Kommunikationen als Handlungen ermöglicht eine „Multiplikation der Anschlussmöglichkeiten für den nächsten Moment“ (Luhmann 1988a, S. 231).

Journalismus als autopoietisches System

Am Beispiel des sozialen Systems Journalismus⁴ soll im Folgenden gezeigt werden, dass es zwar sinnvoll ist, den Begriff der Autopoiesis theoretisch und empirisch ernst zu nehmen, dass hiermit aber erst die ‚eigentlichen‘ Forschungsprobleme beginnen. Hierbei soll vor allem näher auf den Begriff der Autonomie eingegangen werden, der sorgfältig vom Begriff der Autopoiesis unterschieden werden sollte.

Systembildung bedeutet, aus einem prinzipiell unbegrenzten Möglichkeitsvorrat von Ereignissen eine Auswahl (Selektion) zu treffen und auf diese Weise Komplexität zu reduzieren. Die spezifische Art dieser Selektionen macht dann den Unterschied dieses Systems zu seiner Umwelt aus. Unter einem sozialen System soll im Folgenden „ein Sinnzusammenhang verstanden werden, der sich durch aufeinander bezogene Selektionen bildet und sich dadurch (aufgrund der gebildeten Sinn-Grenzen) von der Umwelt abgrenzt“ (Kiss 1990, S. 30). Das umfassendste soziale System ist Gesellschaft als Gesamtheit aller sozialen Ereignisse. Ob man nun Kommunikationen oder Handlungen als das Letztelement des sozialen Systems Gesellschaft bezeichnet – seine Autopoiesis bestünde darin, mit der Produktion eben dieser Elemente seine System/Umwelt-Unterscheidung weiter zu prozessieren. ‚Produziert‘ wird also eine sinnhaft spezifische Unterscheidung von System und Umwelt und damit eben die Grenzziehung zwischen dem jeweiligen System und seiner jeweiligen Umwelt.

Das Ganze wird komplizierter, sobald man die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in unterschiedliche Teilsysteme mit in den Blick bekommen muss. Hier hat man von verschiedenartigen spezifischen Kommunikationen mit je unterschiedlichen Sinngehalten auszugehen: Eine politische Kommunikation (oder Handlung) muss wieder an eine politische Kommunikation anschließen, eine journalistische dagegen an eine journalistische, um die Autopoiesis des Systems zu gewährleisten. Dies führt zu der Schwierigkeit, die Grenze des (wissenschaftlich) beobachteten Systems in Unterscheidung zu anderen Systemen genau zu bestimmen, ein Problem, das vor allem in den neunziger Jahren verstärkte Aufmerksamkeit in der (systemtheoretisch orientierten) Journalismusforschung erfuhr (vgl. als Überblick Görke/Kohring 1996; Scholl/Weischenberg 1998; Kohring 2000) und noch nicht als gelöst betrachtet werden kann.

Unabhängig davon, aufgrund welcher spezifischen Relationierung von

⁴ Auf die Diskussion, ob man besser vom System Öffentlichkeit (mit dem Leistungssystem Journalismus) oder Publizistik oder gar Massenmedien sprechen sollte, kann hier nicht näher eingegangen werden (vgl. als Überblick Kohring 2000).

Kommunikationen (Handlungen) Journalismus seine Sinn-Grenze zur Umwelt zieht, gilt auch hier: Entweder ist Journalismus autopoietisch oder er ist es nicht. Autopoiesis bezeichnet den Prozess basaler Selbstreferenz und damit eine „Reproduktionsweise“ von Systemen (Luhmann 1988b, S. 266). Es geht, sofern es um soziale Systeme geht, um die „Selbstproduktion des Sinngeschehens“ (Reese-Schäfer 1992, S. 52). Empirisch kann man Autopoiesis durchaus feststellen. Man kann z.B. beobachten, *wie lange* sie andauert, d.h. wie es um ihre Kontinuität in der Zeitdimension bestellt ist.⁵ In der sachlichen Dimension kann man die *Themen* beobachten, die zur Reproduktion des Systems beitragen, und in der sozialen Dimension könnte man messen, wie groß die *Publika* sind, die durch ihre Verstehensleistung zur Autopoiesis beitragen (Inklusion; ein Indikator ist Rezeption in Form von Reichweitenmessungen). Schon diese wenigen Beispiele deuten darauf hin, dass der Autopoiesisbegriff für empirische Forschung operationalisiert werden kann und somit keinesfalls, wie es Weber (2000, S. 79f) vermutet, empirieabweisend ist.

Die Autonomie des Journalismus

Mit all dem wird erst einmal nur behauptet, dass Journalismus, sofern er als *soziales* System bezeichnet werden soll, autopoietisch ist. Diese Behauptung würde völlig falsch aufgefasst, wenn darunter eine „Abschottung“ (Weber 1999, S. 214; 2000, S. 38) des Journalismus von seiner gesellschaftlichen Umwelt verstanden würde. Autopoiesis meint nicht Autismus. Wie aber lässt sich der funktional notwendige Umweltbezug von Journalismus und damit auch die unterschiedlichen Ausprägungen journalistischer Unabhängigkeit oder Abhängigkeit in dieses Konzept integrieren? Eine Antwort bietet meines Erachtens der Begriff der Autonomie. Ist Autopoiesis die Bezeichnung für eine bestimmte Produktionsweise, so ist Autonomie die „distinktive Erscheinungsform der autopoietischen Organisation“ (Maturana/Varela/Uribe 1985, S. 158; vgl. S. 164). In der Literatur werden die Begriffe Autopoiesis und Autonomie häufig wenig trennscharf verwendet (vgl. z.B. Weber 2000, S. 86 f; Baraldi/Corsi Esposito 1997, S. 31). Im Folgenden will ich versuchen, die theoretische und empirische Relevanz einer Begriffstrennung darzulegen. Der Autonomie-Begriff erscheint mir vor allem deshalb wichtig, weil mit seiner Hilfe die Beziehung von Journalismus zu seinen Umwelten theoretisch modelliert werden kann.

⁵ „Die Stabilisierung schließlich liegt in der Kontinuität der Autopoiesis des *Systems*.“ (Luhmann 1992, S. 560 f; kursiv im Original)

Der Autopoiesisbegriff verweist auf das zentrale Problem sozialer Systeme, die *Anschlussfähigkeit ihrer je spezifischen Operationen zu gewährleisten*. Das Konzept allein beschreibt allerdings nicht, *wie* diese Anschlussfähigkeit gewährleistet wird. Wie kommt es zu so *verschiedenen Ausprägungen* journalistischer Kommunikation (Binnendifferenzierung)? Wie hat man sich *sozialen Wandel* im Journalismus vorzustellen, der sich z.B. in veränderten Themenagenden ausdrückt? Wie kann man theoretisch den Verdacht umschreiben, dass Journalismus teilweise nur noch Hofberichterstattung betreibt (bis hin zu Formen der Korruption)? Mit Hilfe welchen Konzepts erklärt man den *Prozess des Verschwindens* redaktioneller Einheiten aus der ‚Medienlandschaft‘, ja wie kann man sich überhaupt die *Ausdifferenzierung eines sozialen Systems Journalismus* in seiner heutigen Form vorstellen? Für alle diese Fragen hält der Autopoiesisbegriff erst einmal nur sein „entweder - oder“ bereit.

Die zentrale Bedeutung der gesellschaftlichen Umwelt für das System Journalismus liegt aber schon im Begriff der Selbstdreferenz, der notwendigerweise mit dem Begriff der Fremdreferenz verknüpft ist.⁶ Fremdreferenz ist sozusagen die andere Seite der Medaille: Die autopoietisch betriebene Grenzziehung des Journalismus nimmt immer Bezug auf die andere Seite, muss es nehmen, um sich als Selbst von etwas anderem zu unterscheiden. Beschreibt Autopoiesis die Geschlossenheit des sozialen Systems Journalismus, so liegt in dem stets neu auszuhandelnden Verhältnis von Selbst- und Fremdreferenz seine Offenheit gegenüber seiner gesellschaftlichen Umwelt begründet. Diese Regulierung von Selbst- und Fremdreferenz oder von Unabhängigkeit und Abhängigkeit soll mit dem Begriff der Autonomie bezeichnet werden (vgl. Krause 1996, S. 80; Baraldi/Corsi Esposito 1997, S. 166). Autonomie meint in diesem Verständnis also nicht Unabhängigkeit, sondern bezeichnet weiterführend den *Prozess* des Austarierens von Unabhängigkeit und Abhängigkeit, der zu einem bestimmten Messzeitpunkt natürlich als *Zustand* beschrieben werden kann.⁷ Und: Im Gegensatz zu Autopoiesis ist Autonomie graduiierbar.

Die Bedeutung der Fremdreferenz sozialer Systeme und also auch (wie hier behauptet wird) des Journalismus liegt in dem Problem, wie diese Systeme immer wieder neu die Anschlussfähigkeit ihrer Operationen sicherstellen können. Autopoiesis meint nicht, dass die sozialen Systeme

⁶ Vgl. zum Begriff der Selbstdreferenz mit anschließendem Bezug auf den Journalismus Kohring 1999.

⁷ Krause (vgl. 1996, S. 80) zu Folge sollte man Autonomie dabei nicht als Steigerung von Unabhängigkeit zugunsten einer Verminderung der Abhängigkeit verstehen, sondern als *gleichzeitige Steigerung* von Unabhängigkeit und Abhängigkeit (s. Fn. 8).

diese Anschlussfähigkeit ganz alleine, also autark bewerkstelligen können. Würde Journalismus sich in diesem Sinne nur auf sich selbst beziehen, könnte er keine neuen Themen generieren und sich nicht auf veränderte Umweltbedingungen einstellen.⁸ Die Rede von der Autopoiesis sozialer Systeme betont häufig zu sehr deren Selbstreferenz; notwendig ist es aber auch, auf die Notwendigkeit der Fremdreferenz für die Autopoiesis hinzuweisen. Im System selbst ist nur beobachtbar, *dass* die Anschlusskommunikation, beobachtbar als Anschlusshandlung, (wieder einmal) hergestellt wurde. So kann Luhmann (vgl. 1992, S. 31) auch behaupten, dass nur Kommunikation kommunizieren könne. Was nicht sichtbar ist, ist der Umstand, dass jede Kommunikation durch Fremdreferenz unterbrochen wird. Fremdreferenz, der Bezug auf die gesellschaftliche Umwelt, muss stets dazwischengeschaltet werden, um neue Kommunikationen anzustoßen – und sei es als unterstellte Fremdreferenz (man denke hier an das Problem, wie journalistische Redaktionen ihr Publikum wahrnehmen können).

Zwar kann man sagen, dass nur soziale Systeme kommunizieren können; soziale Systeme sind aber nicht in der Lage, von selbst (autark) Kommunikationen an Kommunikationen anzuschließen. Ihre Stabilität erweist sich vielmehr darin, ob und wie sehr sie in der Lage sind, immer wieder neue Kommunikationen zu motivieren.⁹ Motiviert wird aber nicht das soziale System selbst, sondern psychische Systeme. Diese werden, da ihre Eigenzustände auch nicht annähernd vollständig in Kommunikation eingehen (können), zur Umwelt sozialer Systeme gerechnet. Gleichwohl ist es erst ihre Verstehensleistung, die, sofern geäußert und nicht verschwiegen, die Herstellung von Kommunikation ermöglicht.¹⁰

Die entscheidende Fremdreferenz des sozialen Systems Journalismus besteht also in seinem Bezug auf potentielle Publika (vgl. Rühl 1980, S. 232 ff), die er hinreichend motivieren muss, um ihre Verstehensleistung

⁸ Autarkie würde eine absolute Selbstreferenz bezeichnen, die ohne Fremdreferenz auskäme – das System wäre zugleich seine Umwelt. Riskant ist eine sehr starke Selbstreferenz des Journalismus, z.B. in der Ausrichtung auf hoch spezialisierte Themen für relativ kleine Publika (Special Interest-Zeitschriften). Man sieht an diesem Beispiel, dass hohe Unabhängigkeit (von allen anderen Themen-Moden) zugleich eine hohe Abhängigkeit (von zahlenmäßig geringen Publika) bedeutet.

⁹ An dieser Stelle wäre der Begriff des generalisierten Kommunikationsmediums anzuschließen. Vgl. zum Zusammenhang mit der Grenzziehung sozialer Systeme durch binäre Codes z.B. Kohring 1997, S. 227–228.

¹⁰ Es überrascht daher, dass ausgerechnet der systemtheoretischen Journalismustheorie vorgeworfen wird, dass sie den Ausschluss des Publikums aus der Journalismusforschung „scheinbar noch theoretisch abgesichert“ habe (Lünenborg/Klaus 2000, S. 195).

gen zu rekrutieren. In komplexeren sozialen Systemen wird die (nicht ethisch zu verstehende) Verantwortung hierfür von Organisationen übernommen, wie sie im Journalismus z.B. als Redaktionen existieren. Es wäre aber falsch, das Problem der Systemerhaltung allein auf diese so genannten Leistungssysteme zu konzentrieren - ohne Publikum geht letztlich nichts. Dennoch liegt man nicht falsch, wenn man als zentrale Umschlagstelle für die Regulierung von Selbst- und Fremdreferenz die journalistischen Leistungssysteme, also z.B. eine Zeitungsredaktion, ansieht. Deutlich wird, dass eine solche Redaktion, eingebunden in die größere Organisation ‚Zeitung‘, verschiedene Fremdreferenzen regulieren muss, die als je verschiedenartige Einflussgrößen (z.B. Verlag, Anzeigenabteilung, PR-Agenturen, verwendete Technologien) beschrieben werden können und sich in den jeweiligen Selektionsentscheidungen (auf der Programmebene) wiederfinden. Alle diese Beziehungen haben Einfluss auf die Selbstreferenz der Redaktion und damit auch auf die Regulierung des entscheidenden Verhältnisses von Selbst- und Fremdreferenz im Verhältnis zu ihrem (potentiellen) Publikum. Dieses wirkt wiederum zurück auf die Aushandlung der zuvor beschriebenen Autonomieverhältnisse. In allen Fällen ist Autonomie - als Prozess wie als momentaner Zustand - empirisch beschreibbar, und zwar gradualisiert.

Die Beschreibung von Autonomie als Prozess der Regulierung von Selbst- und Fremdreferenz stellt eine mögliche Antwort auf Schmids (vgl. 1987; S. 35 ff) Kritik an der mangelnden Dynamik der Theorie autopoietscher Systeme dar. Sie erweist zudem die Aussage als haltlos, dass Fremdsteuerung ein blinder Fleck der Systemtheorie sei (vgl. Weber 2000, S. 64). Der Versuch, die Bedeutung von Fremdreferenz für die Autopoiesis sozialer Systeme aufzuzeigen, verweist vielmehr auf die nicht-hintergehbar Relevanz vor allem psychischer Systeme für die Selbstreproduktion sozialer Systeme.¹¹ Obwohl soziale Systeme nicht als Summe der an sie strukturell gekoppelten (psychischen, Organisations- und sozialen) Systeme beschrieben werden können, sind sie doch existenziell auf die Irritationen dieser ihrer Umwelt(en) angewiesen. Die (vom System selbst vorgenommene) Regulierung von Selbst- und Fremdreferenz(en) kann sowohl als Prozess als auch als momentaner Zustand mit einem allgemeinen Begriff als sozialer Wandel beschrieben werden.

¹¹ Schmid (1987, S. 42) verweist im Zusammenhang mit Dynamik auf die Bedeutung der „konstitutive[n] Mitarbeit von Akteuren“.

Journalismuswissenschaft als Reflexionsanregerin

Nicht gelöst ist damit das Problem, wie die jeweilige Autonomie eines sozialen Systems zu *bewerten* ist. Aus dessen Sicht ist die Beziehung zum jeweiligen Publikum entscheidend; wird diese nicht berücksichtigt, ist die Selbsterhaltung des Systems, seine Autopoiesis, auf kurz oder lang gefährdet. Das System kann sich dieses Autonomieproblem in Form von Reflexion selbst vor Augen führen. Aus Sicht der Gesellschaft wird es zudem zu z.B. moralisch, politisch oder wirtschaftlich gemünzter Kritik an der Operationsweise des Journalismus kommen. Diese Kritik ist aber immer an spezifischen Eigeninteressen orientiert.

Wahrscheinlich ist allein die Journalismuswissenschaft in der Lage, die Reflexion des Journalismus in einer Weise anzuregen, die seine Selbstreferenz nicht von vornherein als irritierende Fremdreferenz diskreditiert. Hierfür benötigt sie allerdings eine hinreichend komplexe Vorstellung des Verhältnisses von Journalismus und Gesellschaft. Die erkenntnisleitende Frage bestünde dann in der Frage, ob die Autonomie(n) des Journalismus es diesem erlauben, seine gesellschaftliche Funktion zu erfüllen. Die Journalismusforschung müsste sich dann darum kümmern, Kriterien für die „richtige“ Balance von Selbstreferenz und Fremdreferenz zu begründen und zu operationalisieren. Diese Kriterien sollten theoretisch abgeleitet sein, werden aber auch unweigerlich (normativ formulierte) Erwartungen der gesellschaftlichen Umwelt des Journalismus (z.B. die Beachtung demokratischer Prinzipien oder die Beachtung der Menschenwürde) mit aufnehmen müssen - Bewertungen bzw. normative Erwartungen können wissenschaftlich nicht begründet werden. Auch die systemtheoretischen Funktionsbeschreibungen sozialer Funktionssysteme sind *für sich genommen* viel zu allgemein, um daraus konkrete Selektionsprogramme für Journalismus abzuleiten. Je höher aber die Abstraktionsfähigkeit der Journalismustheorie, desto größer ist die Möglichkeit, die Auswirkung solcher Normensetzungen auf die gesellschaftliche Funktion des Journalismus zu überprüfen. Die (unaufgeheurete) Integration des Autopoiesisbegriffs in die Journalismustheorie und vor allem dessen Unterscheidung vom Begriff der Autonomie ist dabei nur ein Schritt.

Literatur

Baraldi, Claudio/Corsi, Giancarlo/Esposito, Elena (1997): GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Peter Fuchs (1998): Autopoiesis, Mikrodiversität, Interaktion. Manuskript.

Görke, Alexander/Kohring, Matthias (1996): Unterschiede, die Unterschiede machen: Neuere Theorieentwürfe zu Publizistik, Massenmedien und Journalismus. In: *Publizistik*, 41. Jg., S. 15-31.

Kiss, Gábor (1990): Grundzüge und Entwicklung der Luhmannschen Systemtheorie. 2., neu bearbeitete Auflage. Stuttgart: Enke.

Kohring, Matthias (1997): Die Funktion des Wissenschaftsjournalismus. Ein systemtheoretischer Entwurf. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kohring, Matthias (1999): Selbstgespräche. Der Begriff Selbstreferentialität und das Fallbeispiel Journalismus. In: Latzer, Michael/Maier-Rabler, Ursula/Siegert, Gabriele/Steinmauer, Thomas (Hrsg.): *Die Zukunft der Kommunikation. Phänomene und Trends in der Informationsgesellschaft*. Innsbruck/Wien: Studien-Verlag, S. 189-198.

Kohring, Matthias (2000): Komplexität ernst nehmen. Grundlagen systemtheoretischer Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2000): *Theorien des Journalismus*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 153-168.

Krause, Detlef (1996): Luhmann-Lexikon. Eine Einführung in das Gesamtwerk von Niklas Luhmann. Stuttgart: Enke.

Lünenborg, Margret/Klaus, Elisabeth (2000): Der Wandel des Medienangebots als Herausforderung an die Journalismusforschung: Plädoyer für eine kulturorientierte Annäherung. In: *Medien und Kommunikationswissenschaft* [ehemalig: Rundfunk & Fernsehen], 48. Jg., S. 188-211.

Luhmann, Niklas (1984): Soziologie als Theorie sozialer Systeme. In: Luhmann, Niklas: *Soziologische Aufklärung* 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 113-136.

Luhmann, Niklas (1987): Autopoiesis als soziologischer Begriff. In: Haferkamp, Hans/Schmid, Michael (Hrsg.): *Sinn, Kommunikation und soziale Orientierung. Beiträge zu Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 307-320.

Luhmann, Niklas (1988a): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1988b): Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Opladen: Westdeutscher Verlag.

Luhmann, Niklas (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (21985): Autopoietische

Systeme: eine Bestimmung der lebendigen Organisation (engl. Orig. 1975). In: Maturana, Humberto R.: Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. 2., durchgesehene Auflage. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn, S. 170-235.

Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J./Uribe, R. (21985): Auto-
poiese: die Organisation lebender Systeme, ihre nähere Bestimmung und ein Modell (engl. Orig. 1975). In: Maturana, Humberto R.: Er-
kennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit: ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie. 2., durchgese-
hene Auflage. Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg & Sohn, S. 157-
169.

Reese-Schäfer, Walter (1992): Luhmann zur Einführung. Hamburg:
Junius.

Rühl, Manfred (1980): Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnah-
me und Theorieentwurf. Mainz: Hase & Koehler.

Scholl, Armin/Weischenberg, Siegfried (1998): Journalismus in der
Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie. Opladen: West-
deutscher Verlag.

Weber, Stefan (1999): Was können Systemtheorie und nicht-dualisie-
rende Philosophie zu einer Lösung des medientheoretischen Realis-
mus/Konstruktivismus-Problems beitragen? In: Rusch, Gebhard/
Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Konstruktivismus in der Medien- und
Kommunikationswissenschaft. DELFIN 1997. Frankfurt am Main:
Suhrkamp.

Weber, Stefan (2000): Was steuert Journalismus? Ein System zwischen
Selbstreferenz und Fremdsteuerung. Konstanz: UK Medien.